

Yolande Duran-Serrano
Laurence Vidal

**DIE FRAU, DIE AN EINEM
GANZ NORMALEN
SOMMERTAG PLÖTZLICH
KEINE GEDANKEN MEHR
IM KOPF HATTE**

ERFAHRUNG EINER ERLEUCHTUNG

Aus dem Französischen
von Jochen Lehner

KNAUR 
MENSSANA

Die französische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Le Silence guérit« bei ALMORA.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.mens-sana.de



© 2010 Yolande Duran-Serrano/Laurence Vidal, ALMORA

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2014 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: mauritius images / Ikon Images / FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65744-7

2 4 5 3

*Dem Leben,
das für uns sorgt*

INHALT

Die Vorgeschichte	9
Vorfreude	13
1. Wo sind meine Gedanken hin?	14
In den Tag hinein	19
2. Alles ist in den Hintergrund gerückt	22
Eine große Familie	28
3. »Madame, Sie sind in der puren Realität«	31
Ins Grenzenlose	38
4. Es gibt keinen Grund, dein Leben zu bedenken	39
Schreiben wir doch ein Buch	45
5. Eine Berührung des Herzens	46
Sprich mir von der Liebe	53
6. Liebe braucht nichts	54
Reisen mit leichtem Gepäck	66
7. Zusammen in der Stille	71
Eine verzauberte Welt	77
8. Ein flammendes Nichts	82
Die Stille ist immer da	91
9. Tauchgang ins Nichtssein	93
Die Puppenstube	96
10. Das Unaussprechliche	97
Spiegelungen	106

11. Nicht-Beziehung	107
Der Duft des Nichtvorhandenseins	111
12. Wer bin ich	115
Das erste öffentliche Gespräch	120
13. Das Leben zieht vorbei wie ein Traum	121
Die kleine Katze ist tot	132
14. Vom Fühlen zur Aufmerksamkeit	134
Winterschlaf	139
15. Dies ewig schlagende große Herz	141
Du brauchst dein Leben nicht zu tragen	150
Diese unwandelbare Liebe	158
Es gibt keinen Tod	160
»Cancans du Silence« – Geschnatter der Stille	164
Trau dich!	170
Die Geschichte vom Schuhkarton	178
Ein Haus so groß wie die Welt	182
Nachwort	187

DIE VORGESCHICHTE

Es ging auf Ende Februar zu. Nach fünf Wintern in Quebec hatte mich zwei Monate zuvor ein Gemeinschaftsprojekt nach Europa zurückgeholt. Für die Hände und den Kopf gab es viel zu tun, aber das Herz war nicht so recht beteiligt. Das Projekt litt in der unzuträglichen Luft des Alten Kontinents unter akutem Luftmangel, und ich assistierte eigentlich nur noch bei seinen letzten Zuckungen. Dann rief ein lieber Freund an, ein Gefährte vieler Jahre, dessen Urteil ich zu schätzen gelernt habe:

»Was nimmst du für ein Interview?«

»Interview? Du weißt doch, dass ich solche Sachen an den Nagel gehängt habe.«

Schweigen.

»Na gut, es kommt aufs Thema an. Wovon die Rede sein soll, meine ich. Um wen handelt sich's denn?«

Zwei Wochen später, an einem dieser kristallinen Tage, die das Geheimnis der Berge sind, fuhr ich in Richtung Annecy. Ringsum wetteiferten Wolken und Gipfel vor dem Blau des Himmels um das weißeste Weiß. Ich war unterwegs zu Yolande. Yolande – für mich das Unermessliche.

Zuletzt waren wir uns in Quebec begegnet, und da war es kalt gewesen, richtig kalt, fünfundzwanzig Grad minus. Aber im Unterschied zu dem, was ich jetzt als europäische Winterstarre empfand, durchlebten wir in Kanada einen Wirbel von Schnee und Lachen und schnellem Gleiten. Aus einer Laune heraus schlossen wir uns den Musers an, den Hundeschlittenführern, die in der Nähe meiner Hütte mit ihren Hunden lebten. Und was für eine wilde Fahrt das wurde in Schwaden von wirbelndem Schnee – laufen, lachen, träumen, frösteln,

und wir schoben mit und feuerten die Hunde an und kippten den Schlitten um.

Erst am Vorabend hatte ich Yolande kennengelernt und schon am Tag darauf fuhr sie nach Frankreich zurück – Frankreich, von wo ich geflohen war, um der drückenden Atmosphäre zu entkommen, die ein Abbild meiner inneren Verfassung war. Von Zeit zu Zeit erfuhr ich Neuigkeiten durch diesen gemeinsamen Freund: Yolande sei unterwegs nach ..., sei eben aus ... angekommen. Einmal war sie daheim und schon am nächsten Tag folgte sie einer Einladung irgendwo nach Frankreich, dann nach Spanien. Und jetzt war sie nach Amerika eingeladen worden. Manchmal lebte sie wie eine Eremitin, dann wieder lieb sie ihre Wohnung einem obdachlosen Paar und machte sich auf, um die Alpen zu erkunden, oder sie flog nach Kalifornien, wo die Menschen begierig waren, mehr über das Erwachen zu erfahren, und schließlich tauchte sie wieder in Frankreich auf und stürzte sich in das hektische Getriebe eines savoyischen Restaurants.

Lachend, fröhlich, immer für Überraschungen gut und hinter allen bereitwillig geführten Gesprächen so still – Yolande war für mich der Inbegriff der Freiheit. Sie hatte, als ich sie kennenlernte, gerade ihren Sohn verloren, aber ihre Freude war nicht zu erschüttern. Ihr kurzer Besuch hinterließ eine ganz besondere Spur in mir, den Duft einer Präsenz, eines Wirbels von Licht und Milde – stark, einfach, dicht und von ansteckender Stille.

»Yolande ist bereit zu einem Gespräch«, hatte unser Freund mich zwei Wochen zuvor wissen lassen. Ich hätte es kurz davor noch nicht gewusst, aber das waren wohl die Worte, auf die ich seit Yolandes Besuch in Quebec bei allen meinen vielen kleinen Beschäftigungen gewartet hatte.

Es fühlte sich an, als wäre unser Schlittenabenteuer gerade erst

drei Tage her, so schnell fanden wir am Telefon in die gleiche Vertrautheit zurück. Freimütig wie immer bestätigte sie mir, was unser Freund gesagt hatte: dass sie anfangs keine Worte für das gefunden hatte, was da in ihr seinen Lauf nahm, aber inzwischen finde sie doch allmählich geeignete Ausdrücke. Ja, vielleicht sei sie jetzt so weit, über dieses schon fast fünf Jahre andauernde Abenteuer der Stille zu sprechen.

»Wir treffen uns einfach mal, ganz ohne bestimmtes Vorhaben«, vereinbarten wir. »Wenn es uns Spaß macht und Worte auftauchen, können wir es jederzeit zusammenschreiben und als Artikel im *3e millénaire*¹ erscheinen lassen.«

Nur, wie würden wir über das Unaussprechliche schreiben, das sich in der Stille zeigt? »Erwachen«, »Befreiung«, »Erleuchtung« – alle Worte waren von westlichen Suchern in ihrem wirren Erlösungsverlangen bis zur Inhaltslosigkeit überstrapaziert worden. Über Stille schreiben, wie sollte das gehen?

Dieser Stille also spürte ich nach, als ich an jenem Nachmittag unterwegs zu Yolande war. Von Präsenz erfüllt, so würde sie mir die Stille bald beschreiben. Eine leere Fülle oder erfüllte Leere. Ein Erschauern und Ergriffensein.

Fünf Jahre war es her, dass Yolande an einem Sommertag verschwand, erfasst von diesem Erschauern. Nach außen hin veränderte sich nichts. Da war immer noch eine junge Frau, die sich in ihrer Wohnung zu schaffen machte. Körper, Gestik, Wahrnehmung und Denken, alles funktioniert wie zuvor. Aber ihre Identität, die Identifikation mit diesem Körper, diesen Wahrnehmungen und Gedanken, war in Stille aufgegangen. Eine ungeheure, lebendige Stille war über sie gekommen.

1 In Frankreich erscheinende spirituelle Zeitschrift.

Wochen vergingen und Monate. Ihr Identitätsgefühl kehrte nicht zurück und selbst traumatische Ereignisse vermochten sie nicht aus der Stille zurückzuholen. An die Stelle ihrer Identität trat die wachsende Erkenntnis, dass zwischen ihr und der Welt, wie sie Moment für Moment erschien, nichts Trennendes mehr bestand. Yolande war verschwunden und es blieb nichts weiter als der Augenblick, eine ganze Welt, die unaufhörlich, jetzt und jetzt, aus der puren Realität hervorging, ein Unaussprechliches, das sie, um es nicht zu verfälschen, einfach »diese Sache« nannte. All das bewegte sie nach Monaten der Beobachtung dieser Metamorphose zu einem Eingeständnis: »Ich bin lebendiger, als ich es je war, und zugleich bin ich tot.«

Ausradiert! Konfisziert, gelöscht, nicht mehr da. Und dabei so präsent, flüsterte es mir aus der Erinnerung, so absolut und intensiv gegenwärtig für alles und jeden. Und ich war eingeladen, ich, die ewige Sucherin, die alle Möchtegern-Spiritualität so satthatte, war eingeladen, diese Präsenz aus der Nähe zu erleben, diese Stille, dieses Mysterium, diese ... »Sache«.

So also kam es, dass ich jetzt in Richtung Annecy fuhr an diesem Frühlingstag, der wie ein Abbild meiner Hoffnung auf neue Entwicklungsimpulse war. Ich fuhr zu Yolande, ins Unbekannte, zu einer Begegnung, aus der Freundschaft werden würde und in der die Worte und die Stille ein ganzes Jahr lang fließen sollten. Begegnungen, Worte und Stille, abgebildet in diesem Buch.

(cette chose)

VORFREUDE

Nach jener ersten Begegnung war ich wie verzaubert gewesen. Zeit war vergangen, wie würde es jetzt sein? Vielleicht hatten wir uns beide verändert, vielleicht hatten sich unsere verschiedenen Wege nur einmal gekreuzt, hatten sich unsere Leben für einen Moment in der Schwebelage gehalten, um dann wieder jedes seinen eigenen Lauf zu nehmen.

Die Sorge hätte ich mir sparen können. Wir gingen an den blauen Ufern des Lac d'Annecy entlang oder saßen irgendwo und sprachen miteinander, und es war alles andere als Geplänkel. Wir erzählten einander unsere Leben, und da blieb nichts ausgespart, nichts musste beschönigt werden. Nichts anderes war möglich in ihrer Gegenwart und unter diesen Augen, die so klar, so unverhohlen, so frei von heimlichen persönlichen Absichten schauten – da musste ich einfach ich selbst sein, unverborgen, offen und frei.

Freude lag in der Luft.

Yolandes Wohnung lag oberhalb der mittelalterlichen Stadt mit ihren Gassen und Kanälen und den kleinen Parks mit ihren Schlüsselblumenwiesen. Hier begannen wir mit unseren Interviews, Mikro und Notizblock so unaufdringlich wie möglich plaziert.

1

WO SIND MEINE GEDANKEN HIN?

»Aus Glückseligkeit sind alle Wesen geboren,
aus Glückseligkeit existieren sie,
in die Glückseligkeit kehren sie zurück.«

Taittiriya-Upanishad

Das war im August 2003. Der Tag hatte wie irgendein Sommertag begonnen, mein Sohn war unterwegs, und ich hatte mich allein mit diesem und jenem beschäftigt. Dann fiel mir plötzlich auf ...

Dir fiel auf ...?

Es war etwas wie Stille in meinem Kopf. Ja, auffallend still. Wo waren meine Gedanken hin? Es war eine Art Raum zwischen meinen Gedanken, wie Zwischenraum, und die Gedanken selbst wirkten so, als stünden sie im Hintergrund. Als gehörten sie gar nicht mehr zu mir oder hätten zumindest keinen Einfluss mehr auf mich. Da war eine Leichtigkeit, etwas Wohliges, ich fühlte mich im Einklang mit mir, verbunden mit mir wie nie zuvor. Mit etwas verbunden, das ich nicht erklären konnte und für das ich keine Worte hatte – diese Stille ...

Ich fragte mich, was da los war. Und ich horchte wirklich auf.

Auf was?

Es fühlte sich an, als funktionierte mein Innenleben anders als sonst. Plötzlich, ja blitzartig war etwas über mich gekommen. Ich hatte es nicht kommen sehen, es hatte mich unverhofft gepackt. »Diese Sache«, die Worte nicht erfassen können, hatte alles an sich gerissen.

Du hast nichts kommen sehen?

Nein, gar nichts. Nur fiel mir jetzt auf, dass alles anders war. Zuerst war es die Stille, die mich geradezu ansprang. An den folgenden Tagen ging mir dann auf, dass ich nichts mehr so erlebte wie früher. Die vielen Nebensächlichkeiten, über die ich mich alle Tage aufregen konnte – eine zuknallende Tür, die Schlüssel, die ausgerechnet dann, wenn du los möchtest, nicht zu finden sind, diese oder jene kleine Sorge, all die Kleinigkeiten, die mich ständig bedrängten, ohne dass ich es auch nur bemerkte –, das alles berührte mich nicht einmal mehr. Wenn ich zum Beispiel bemerkte, dass die Tür nicht richtig zu war oder ich die Schlüssel nicht in der Tasche hatte, dann ging ich einfach und machte die Tür zu oder suchte die Schlüssel, aber völlig ohne inneren oder gesprochenen Kommentar. Alles war einfach so, wie es eben war. Nur meine Wahrnehmung war anders, meine Reaktion.

Eigentlich hast du gar nicht mehr reagiert, oder?

So ist es, ich habe nicht mehr reagiert. Weil da diese Stille war, diese Seelenruhe, die mich völlig überflutete, aber auch in Frieden bleiben ließ, was auch gerade los sein mochte.

Anfangs habe ich das ganz für mich behalten und nur zugehört und mich gefragt, was das wohl sein mochte. Ich war gerade vierzig geworden und sagte mir: »Vierzig zu werden ist ja wirklich toll! Endlich fühle ich mich im Einklang mit mir selbst, so leicht, so gut.«

Du hast das wirklich deinem Vierzigsten zugeschrieben?

Ja, so habe ich mir das anfangs erklärt. Aber in Gesprächen mit anderen stellte sich dann heraus, dass sie sich jenseits der vierzig nicht so fühlten wie ich, sie nahmen es nicht so wahr wie ich. Alle meine Freunde waren Verstandesmenschen und führten wie ich ein aktives Leben, das sie in Atem hielt, und genau wie ich hatten sie sich noch keine metaphysischen Fragen gestellt oder

gar »spirituelle« Bücher in die Hand genommen oder überhaupt etwas über persönliche Entwicklung gelesen. Sie kannten mich als jemanden, der immer auf Achse war – kaum irgendwo angekommen, wollte ich auch schon wieder woanders sein. Und jetzt sahen sie mich auf einmal entspannt, in Ruhe, gelassen. Sie freuten sich für mich. Sie sagten: »Wie schön, du hast so eine gute Ausstrahlung.« Aber sie wussten nicht, was mit mir los war. Ich auch nicht.

Und da fing ich dann an, mich ernsthaft zu fragen, was sich da eigentlich im Unsichtbaren tut, im Innern. Ich fing an zu recherchieren, ich sah mich in Buchläden um, vielleicht gab es ja etwas, womit ich mir einen Reim auf meine Erlebnisse machen konnte. Mit der Zeit habe ich dieses Bemühen um Durchdringung eingestellt. Nach und nach überließ ich alles immer mehr »dieser Sache« und sah nur noch zu, wollte nur noch verfolgen, was da geschah und sich immer weiter abspielte, immer dichter, immer lebendiger, immer klarer. Aber am Anfang, ja, da wollte ich verstehen.

Und dann?

Und dann ist ziemlich bald der Unfall passiert.

Das war zwei Monate später, Ende Oktober. Ich war beruflich in Nordfrankreich unterwegs. Handy stumm: kein Netz. Dann wieder Netz und plötzlich haufenweise SMS. »Oha«, dachte ich, »da muss irgendetwas Wichtiges los sein.« Ich wählte eine der Nummern, die meiner besten Freundin. Stockend sagte sie: »Dein Sohn ... Unterwegs ... Ein Unfall ... Er ist tot ...«

Ich habe das wohl nicht sofort geglaubt. »Unfall« verstand ich natürlich, aber das Weitere? »Nein, das kann nicht sein, da muss sie sich irren.«

Ich fuhr und fuhr, als Treffpunkt war das Haus meiner Schwester ausgemacht, ich fuhr einfach und dachte nicht. Einmal regte sich ein einziger Gedanke: »Wenn das stimmt, ist mein Leben kaputt.«

Aber er hielt nicht an. Er ging wie alles in dieser großen gelassenen Ruhe auf, in der ich seit Wochen lebte.

Bei meiner Schwester warteten alle schon auf mich. Die ganze Familie, die Freunde, alle. Da musste es wohl doch wahr sein. Sie umringten mich, sie erzählten. Ich fühlte ein Lösen und Lassen, ich überließ mich.

Das heißt?

Ich ließ los. Es war, wie es war. Keine Tränen, kein Zusammenbruch. Ich ging nach oben in mein Zimmer, ganz ruhig. Freunde kamen, Familienmitglieder kamen, besorgt, sie wollten sehen, was ich machte. Sie versuchten zu reden, versuchten zu verstehen, was das alles mit mir machte. Aber eigentlich war ich ganz ruhig. Stunden vergingen, und es blieb so, ich sah die Unruhe der anderen, aber was mich anging ... wie soll ich sagen? Es gab keine Aufregung in mir, kein Aufbegehren. Keine Ausbrüche, keinen gequälten Aufschrei: »Nein, es kann nicht sein! Es muss anders sein!«

Ich kann mich jetzt kaum noch erinnern, was im Einzelnen passiert ist, aber ich empfand den Schmerz nicht, den sie alle bei mir vermuteten. Ich verstand, dass Schmerz nicht von einer Situation hervorgebracht wird. Jedenfalls nicht in meinem Fall; nicht, wenn Stille herrscht. Umstände können mir keine Schmerzen bereiten, weil Schmerz und Stille nicht zusammen sein können.

Ich habe erst einmal gar nichts gesagt, zu niemandem. Ich konnte auch nichts vorspielen, also blieb ich, wie ich war, ruhig. Natürlich habe ich keine Freudensprünge gemacht, aber es gab eben auch keinen Zusammenbruch. Ich war wie in einem neutralen Raum. Meine Freunde gingen davon aus, dass ich am Boden zerstört war, und sagten sich: »Sie hat es noch gar nicht ganz realisiert.« Aber das war es nicht. Ich hatte alles vollständig verstanden, aber in meinem Kopf herrschte immer noch diese Stille, und in der blieb auch ich ruhig.

Die nächsten Wochen mit ihrer Aufregung und gedrückten Stimmung zogen an mir vorbei. Es kam die Beerdigung mit ihren Beileidsbekundungen, und da war jetzt diese Leerstelle, aber ich erlebte all das von dieser gelassenen Ruhe aus, die mich nie verließ. Es lag auf der Hand, ich konnte es nicht mehr übersehen: Etwas tief in mir erlaubte mir, bei all dem in Frieden zu sein. Es war unglaublich und doch war es so.

Du wusstest Bescheid, aber das konnte dich nicht aus dieser friedlichen Stille holen? Oder gab es doch Augenblicke der Verzweiflung oder ein Hin und Her zwischen den beiden Zuständen?
Es gab damals Augenblicke der Traurigkeit, einer Traurigkeit, die ich, wie soll ich sagen ... betrachtete. Ich sah sie kommen, ich sah sie gehen.

Als wäre Traurigkeit ein Besuch und nicht »Ich bin traurig«?
Sehr richtig. Ich spürte, wie das Gefühl hochkam. Dann war es da und wurde so empfunden, aber es ließ sich nicht halten. Es zog weiter.

Dann hat diese Neutralität nichts von Gleichgültigkeit?
Nein, gar nicht! Von außen betrachtet hätte man natürlich den Eindruck haben können, ich sei wie betäubt und würde gar nichts mehr fühlen. Aber innen war es so, dass ich alles sehr intensiv erlebte. Ich war kein bisschen tot. Es gab Augenblicke der Traurigkeit, Augenblicke der Niedergeschlagenheit, aber sie flossen durch mich hindurch und dann weiter. Immer war diese Stille da, dieser Raum des Unbekannten. Und mit der Zeit konnte ich mich immer mehr »dieser Sache« überlassen, die da in mir wach geworden war, die alles in ihren Bann gezogen hatte. Ich habe mich total in sie verliebt. Alles andere rückte in den Hintergrund.